

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 60 (1956-1957)
Heft: 1

Artikel: Lob des Weinbergs
Autor: Follonier, Jean
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-661799>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 09.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

von langem Atem. Die Liebe und die Leidenschaft erfüllen ihn. Die Exotik wirft ihren Schimmer hinein. Die Eingabe und Begeisterung verleihen ihm Feuer und Würde.

Ohne Ermüdung blühend, erwartet die Dahlie funkelnd und pomphaft den Herbst. Sie hat die Macht, das Gartenjahr zu verlängern. Bis in seine späten Tage spendet sie edles Feuer und vollen Klang. Wo Dahlien blühen, kommt die Schwermut nicht auf. Sie sind — besonders mit ihren grossen und hohen Arten — festlich. Fürstinnen des Blumenreiches glänzen unter ihnen, Damen und Prachtgeschöpfe der Mode. Aber auch reizende Landmädchen. Es sind dies die einfachen Dahlien, die kleinen, lieblichen. Gern lernte ich die Urmutter all dieser schönen Töchter kennen, die Dahlie Juarezii. Sie reiste in den achtziger Jahren nach Holland. Benannt war sie nach einem früheren mexikanischen Staatspräsidenten, Herrn Benito Juarez. Aus ihrem Feuerherzen entsprangen viele neue Sterne, und sie war die allererste Kulturform der Kaktus-Dahlie.

So reich auch die Dahlien blühen und wirken, ein höchster Zauber fehlt ihnen, der schmeichelhafteste und bestrickendste: sie haben keinen Duft. Somit mangelt ihnen die Galanterie des Aromas. Der Vulkangeist ihrer Heimatberge Jorullo und Chimborasso hat ihnen den Wohlgeruch versagt. Dafür aber hat er ihnen als grosse Morgengabe die unerschöpfliche, fortzeugende Quell-, Feuer- und Verwandtschaftskraft seiner fruchtbaren Asche geschenkt.

Jean Follonier

LOB DES WEINBERGS

Die Weinberge sind allerorten. Sie beginnen an der Rhone, und sie erheben sich in kleinen wilden Sprüngen, von einer Mauer zur andern. Klein oder gross, sind sie nach dem Mass ihrer Eigentümer gebildet, bescheiden die einen und grosssprecherisch die andern, diese voller Demut und gekrümmt wie die Bauern der Berge und jene anmutig geputzt wie die Müssiggänger der Städte. Sie sind wie sie sind, Ausdruck und Sinnbild un-

seres bäuerlichen Lebens. Die einen verschanzen sich hinter einem Felsbuckel, die andern dehnen sich geniesserisch der Sonne entgegen. Sie scheinen an jenem blauen Himmelsfenster zu hängen, das in einer Kerbe des Berges auf sie zukommt. Sie sind durchsetzt von jenen weissen, rosigen oder grauen Häuschen, die man «Guérites» oder Schutzhütten nennt, aber es gibt auch wirkliche Bauten unter ihnen mit Läden, die in der Frühe auf und zuschlagen. Es gibt kleine Kapellen zwischen den Ulmenrondellen, in denen die Frauen beten, die ein Kind erwarten, und dann gibt es jene winzigen kleinen Dörflein, die in der Höhe kleben wie vergessene Kuckuckseier mitten im Grünen. Unten aber vermengt und vermählt sich das Leben in seinen unendlichen Verflechtungen mit der Rebe, es durchdringt den Weinberg mit Wegen und gemauerten Treppen und mit seinen «Bisses», welche die Wasser aus den Tiefen der Täler den Rebhalden zuführen. Da gibt es die Launen der Ufer und der Lagen, die ersten Ahnungen der Hügel, das Gewebe der Ebenen und der Sporne, auf denen die Ritter und Herren von ehemals ihre Schlösser erbauten; da gibt es die Ulmenwäldchen, in denen der Wind spielt, Vögel vom Himmel, und überall die Menschen, die diesen Weinbergen einverleibt sind, als ob auch sie ein wenig ein Stück dieser Erde seien, dieser Rebpfähle und dieser Mauern, sie, die doch Ursprung aller Dinge sind.

Da sind die Weinberge. Und dieser Name ist rund und rein wie eine Symphonie. Es genügt, ihn auszusprechen, damit das Herz zu singen beginnt in seinem Käfig. Für sie leben die Menschen die schweren Stunden der Furcht und die schweren der Hoffnung, die dunkeln und die hellen Stunden, alle Stunden ihres Lebens.

Zwiesprache raunt mir aus jedem Stein entgegen, aus den grossen wie aus den kleinen; ich vernehme den Einklang in den Geigenstrichen und im Spiel des Lichtes um jeden armseligen Grashalm und in allen goldenen Kugeln, die das Leben zur Reife bringt. Er liegt in der Luft, die man atmet und in der Erde, die man wendet.

Der Mensch spricht immer als erster, und er spricht nicht mit Worten, sondern mit Gebärden. Und er spricht:

«Wenn du nicht der Weinstock wärest, das Gerät wäre mir seit lang entfallen. Aber du bist der Weinstock, und darum sage ich mir: Es ist schön, einen Rebberg zu haben an der Sonnenseite. Du gehörtest meinem Vater, und darum bist du wie mein Bruder. Ich glaube, man müsste bis zum An-

fang der Zeiten hinaufsteigen, um zu finden, dass ich immer noch etwas von seinem ersten Besitzer in meinem Blut trage, und ich bin sicher, dass das allein mich zurückhält, ihn aufzugeben. Zuweilen sage ich mir auch, dass es vorteilhafter wäre, den Wein zu kaufen. Bedenke einmal die Summe aller dem Weinberg gewidmeten Tage, und du weisst Bescheid. Aber trotz allem vermag ich mich nicht von dir zu trennen, das wäre, als ob ich mein eigenes Herz aufgeben und wegwerfen würde. Und dann rechne ich nicht mehr. Bald naht die Zeit, in der ich zu dir hinuntersteige und alles hier oben verlasse, Frau und Dorf und Kinder, um dir zu dienen. Ich schwitze, und ich tränke dich mit meinem Schweiss. Kaum ist der Frühling gekommen, so knete ich dich, wie der Müller seinen Teig, ich halte dich in meinen Händen, und ich präge dir die Form meiner Liebe ein. Dann muss ich wieder in unser Dorf hinauf, und dann steige ich wieder hinunter und nochmals hinauf, und so viele Monate hindurch.

Im Frühling bist du ganz und gar aus dem Häuschen; dann wirfst du deine Triebe wild in die Luft, wie lichtgrüne Wasserspiele. Und ich muss bei dir sein, den Zerstäuber auf dem Rücken, um dich vor deinen Feinden zu schützen. Ich muss das Wasser zwischen deine Stöcke leiten, ich muss das Unkraut jäten und dich mit Schwefel und Sulfat besprengen. Wieviel aufgehäufte Sorge, wieviel vergossener Schweiss, wieviel Müdigkeit, wieviel Mühewaltung. Ich klimme von der Ebene zu den Bergen empor, ganz gerade auf den jähren Abkürzungen, die man «raidillons» nennt und die aus dem heiligen Zwang von Winzergenerationen entstanden sind. Sie lassen keine unnützen Abschweifungen zu, denn wer zu dir kommt, ist in Eile. Frucht und Matte mögen warten, denn du gehst allem andern vor. Wieviel Mühe und wieviel Schweiss, damit uns gegen Ende des Jahres der Wein lohne. Wie viele Gefahren! Wieviel Halsstarrigkeit! Wieviel Ansprüche, die es zu erfüllen gilt! Und bei allem darf ich mich glücklich schätzen, wenn der Hagel nicht alles zunichte macht. Ich hegte einige Hoffnung, und ich sagte mir: Es wird vielleicht einen schönen Wimmel geben. Aber dann ist es geschehen, dass an einem Aprilabend die Zeichen mich wie Totenglocken angerufen haben. Am folgenden Morgen wusste ich, dass es in diesem Jahr nichts mehr zu hoffen gab. Schwere schwarze Wolken sind über den Rebberg gefahren, und dann hat das Hagelwetter alles zerstört. Habe ich das wirklich verdient? Ist

Karl Kuprecht

L A U B F A L L

*Wenn das erste Läublein fällt
Und ein zweites schwebt vom Baum
So verwandelt sich die Welt,
Sinkt in Nebelflor der Raum,
Und die Wege ziehn sich weit
In die frühe Dämmerzeit.*

*Wenn das dritte Blättchen fällt
Und das vierte noch dazu,
Mancher Wandrer Einkehr hält
Und verlangt nach Dach und Ruh;
Denn die Felder schweigen grau
Und der Pfad wird öd und rauh.*

*Wenn ein ganzer Reigen fällt,
Und der Baum von aller Pracht
Nicht ein Flittchen mehr behält,
Loht die Abendlampe sacht,
Und wir warten, bis es schneit
Durch die dichte Dunkelheit.*

vielleicht die Liebe, die ich dir entgegenbringe, noch nicht gross genug? In solchen Augenblicken, im Herzen der dunkeln Nacht, fühle ich nicht mehr den Mut, zu dir zu gehen. Was willst du, auch ich bin nur ein Mensch.»

Aber auf dem Grund seines Herzens begegnet der Mensch den Worten, die ihn nicht verzweifeln lassen. «Mensch, ich gebe dir den Weinstock, und du weisst wohl, was Gott mit dem Weine tat?» Lerne alle diese Dinge erkennen, lasse sie auf den Grund deiner Seele fallen, erfasse sie in ihrer vollen Grösse. Und nachher, und erst dann, gebe ich dir das Recht zu klagen.

So soll der Rebstock reden zu den Herzen der Winzer. Und darum ist den Menschen die Kraft der Hoffnung gegeben, selbst dann noch, wenn jede Hoffnung vergeblich scheint, selbst wenn es keinen Grund der Hoffnung mehr geben kann.

Und darum wird es unter dem blauen Himmel immer wieder Würdenträger geben, die das wunderbare Opfer im Weinberge vollziehen.

*

Zuerst, während die zage Frühlingssonne die Erde blossgelegt hat, gilt es zu hacken und die Mauern zu errichten. Die Frauen und die Männer haben mit vereinten Kräften den hundertjährigen Kampf aufgenommen. Im Februar oder März — je nachdem die Jahreszeit fortgeschritten ist — da das übrige Land noch in den Eispanzern des Winters gezwängt ist, verlangt die anspruchsvolle Rebe schon eure Hilfe und duldet keinen Aufschub. Hier hat sich jenes friedliche Heer eingefunden, das unentwegt und unermüdlich ist, während der Zeit des bräutlichen Mai über die Hundstage bis zum kommenden Wimmel, Hacken, Schneiden der Triebe, Blattlesen, Schwefeln, Jäten, wieder Schwefeln, Jäten — wie viele Verben, die in einer herben Gegenwart zu konjugieren sind, bevor man den Wimmel feiern kann!

Zuerst begann mein Vater das grosse Fass an den Brunnen zu rollen. Er wusch es, er prüfte die Binden, er füllte es mit Wasser und liess es im grossen Becken stehen, um es erst wieder auszuschnitten, wenn es vollkommen dicht war. Mit welcher behutsamen Sorge erfüllte mein Vater diese unabänderlichen Riten, und so erriet ich, dass es um den Wein eine grosse Gnade sei.

Ich sehe meinen Vater immer mit anderen Männern des Dorfes heimkehren, an jenen eisigen Abenden im Februar. Sie waren hinabgestiegen, um zu schneiden und zu graben. An jenem Abend waren sie ins Dorf zurückgekehrt, weil es ein Samstag war. Als die nahende Nacht den Himmel über den Talfalten, mit violetten Barrenwolken streifte, hatten sie sich auf den Weg gemacht. Ich höre noch heute den Laut seiner Schritte auf der Treppe, den Schritt eines Mannes, der auf seinen Schultern die Last von sechs langen Arbeitstagen trägt.

Ich sehe meinen Vater an jenen frühen Frühlingsabenden, wie er nach den Himmelszeichen ausspäht, um sich zu fragen, ob der Frost vielleicht die Hoffnungen eines ganzen Jahres begrabe. Ich sehe ihn, wie er einen dicken Lärchenklotz zurechthieb, um aus ihm die Rebstöcke zu formen, die als unbewegliche Hirten über der Geburt des Weines wachen. Wie viele Male ist er im Lauf der Frühlinge, der Sommer, der Herbst und der Winter in die Ebene hinabgestiegen und wieder hinauf, sein Bündel Müdigkeit auf dem weiten Wege

nachschleppend. Ueber alledem hat sich mein Vater nie beklagt, nie hörte ich ihn sagen: «Es lohnt sich nicht, den Wein zu bestellen.»

Dann sagte mein Vater: «Morgen gehen wir wimmen.» Hatte er die stummen Beschwörungen meines Blicks errahnt? Ich schlief nur in kurzen Intervallen, während mein Ohr jeden Schlag der alten Standuhr aufnahm.

Und wir brachen auf, während das Dorf noch schlief unter seiner grossen Schattenhaube. Unsere Schritte widerhallten im Raum; an einer Wegbiegung vernahm man zuweilen andere Schritte, ähnlich den unsern. Und ich schritt neben meinem Vater, ohne Furcht vor den Schatten. Es schien mir, als ob ich bis hinauf zu den Sternen wachse.

Die Morgendämmerung traf uns, als wir die Ebene erreichten, ein junger frischer Morgen duftete nach allen Früchten der Erde. Jenseits der Rhone begannen sich die Rebberger aus den Frühnebeln zu schälen.

Dann kam die Stadt. Oh! wer vermöchte das Wunder dieses Hauptorts zu erwecken und wer alle die Wohlgerüche zu bestimmen, die eure Nase kitzeln, sowie man ihre grosse Steinumrandung betreten? Die Seele des Weins entflieht allen Kellerlöchern, eine junge und übermütige Seele, welche euch berauscht, die Gedanken verwirrt und euch verführt, über alles und nichts zu lachen, die Bäume und die Häuser zu grüssen und dem erstbesten Menschen um den Hals zu fallen. Ein unbändiges Bedürfnis nach allumfassender Freund geht vom Wesen des jungen Weines aus. Man muss es einmal erlebt und mit eigenen Sinnen eingesogen haben, wie diese Winzerstadt erwacht, wie in den noch grauen Gassen das dumpfe Dröhnen der leeren Tonnen und Tönnlein widerhallt und die Fuhrwerke über das Kopfpflaster schwanke. Alle lieben sie dieses vibrierende Leben, das schon in der Hahnenfrühe beginnt; der Clochard findet es so schön und gut wie der Bürger, der Bettler, der Bankier. «Wimmel! Wimmel!» singt die Welt zur Freude der Menschen.

Und nun empfing uns der Weinberg. Die grossen ledernen Euter füllen sich mit dem goldenen Saft, der Mittag schläft über der blauen Strasse, ein Finger klebt am andern, ein Zeichen, dass die Ernte gut geraten ist. Leb wohl, kleiner Weinberg, bis zur Fastenzeit, in der das Winzerjahr zum andernmal beginnt; bald werden die Blätter rostig und gelb, und dann fallen sie, und dann wird es einen kleinen nackten Weinberg zwischen andern geben.

Die Zeit ist vergangen, und es ist immer dasselbe. Immer wieder beginnt die Weinernte zur Freude der Menschen. Die bäuerlichen Reben begleiten die Generationen. Immer wieder bricht man vor Tagesgrauen von den Bergdörfern auf, um die immer gleichen, die ewigen Freuden zu pflücken. Die ewig gleiche Hoffnung auf ein besseres Morgen. Immer wieder gibt es neue Ernten mit derselben Trunkenheit, welche die kleine Stadt erfüllt, immer wieder gibt es Winzerinnen, welche die ganze Jugend der Welt in sich tragen, immer wieder harren allerorten die geduldigen Maultiere am Rand der Strassen, und immer wieder glänzen die Augen der Kinder beim Nahen der wunderbaren Zeit.

(Deutsch von Arnold Burgauer)

Richard Gerlach

N O T I Z N E H M E N

«Etwas, von dem ich nicht Notiz nehme, existiert beinahe nicht für mich. Ich blicke darüber hinweg, es interessiert mich nicht, es geht mich nichts an, ich verspreche mir nichts davon. Ich brauche zum Beispiel, wenn ich nicht will, von den Leiden und Unglücksfällen, die fremde Menschen betreffen, keine Notiz nehmen. Ich kann mich weigern, das Buch, von dem augenblicklich alle sprechen, zu lesen; niemand kann mich dazu zwingen, überhaupt irgendein Buch zu lesen. Bin ich verpflichtet, die Gedanken der grossen Philosophen nachzudenken? Wenn ich keine Lust habe, in irgendein Wissensgebiet tiefer einzudringen, wenn ich mich damit begnüge, ins Kino zu gehen, die illustrierten Zeitungen durchzublättern und die Unterhaltungsmusik im Rundfunk anzuhören, ist das meine Sache. Ich bin nach der Arbeit des Tages am Abend müde und kann mich dann zu nichts Ernsthaftem mehr aufraffen.»

Von dieser weitverbreiteten Einstellung nehmen wir Notiz. Die Menschen des neunzehnten Jahrhunderts, diese wenig angefochtenen, die noch kaum von der Technik gehetzt wurden, hatten Zeit, von viel mehr Dingen Notiz zu nehmen als wir. Manche schrieben alles auf, was ihnen über den

Weg lief. Man kann es bei Dickens nachlesen: selbst auf einem Maskenfeste zieht Graf Smoltork sein Notizbuch heraus und trägt ein, was ihm auffällt.

Es musste damals schon ganz schlimm kommen, wenn man von einem Menschen keine Notiz nahm. Das geflissentliche Totschweigen nach einem Skandal, die Aechtung aus dem Kreise, der als finanzkräftig, als hof- und satisfaktionsfähig galt, brachte die Helden in den Romanen zum Selbstmord: sie waren ruiniert. Inzwischen haben so viele Menschen ihr Vermögen, ihren Grundbesitz und alles, was sie besaßen, verloren und leben trotzdem weiter. Wir empfinden den Schmerz nicht weniger als die Biedermänner vor hundert Jahren, nur dass er jetzt nicht die Ausnahme, sondern ein grosser Strom ist, dem sich die meisten nicht entziehen konnten. Die vom Glück Begünstigten rechnen es sich als Verdienst an, dass sie verschont wurden, und zucken die Achseln, wenn sie von dem Jammer der Alten hören, die nicht mehr robust genug sind, wieder gut auf die Füsse zu kommen.

Es liegt in der Natur des Menschen, dass er von sich abwehrt, was ihn in seinem Wohlbefinden beeinträchtigen könnte. So wird er denn von dem Elend der Verzweifelnden möglichst wenig Notiz nehmen. Wenn er alle in den Krankenhäusern Leidenden, alle unschuldig Eingesperrten und Dahinsiehenden, alle an Mitmenschen begangenen Grausamkeiten immer vor Augen hätte, könnte er wahrscheinlich keine Sekunde mehr froh werden. So ist es ein Akt der Selbsterhaltung, dass der, der noch atmen will, beiseiteschiebt, was ihn zu erdrücken droht. Aber auch wenn er so tut, als wenn der Berg des Leidens nicht vorhanden wäre, so legt dieser sich ihm in den Träumen doch auf die Brust. Es gibt ein Kinderspiel, das «Blinde Kuh» heisst. Einer muss dabei mit verbundenen Augen umhertappen, für die Sehenden ist es ein spasshafter Anblick. Wer sich auch als Erwachsener die Augen verbindet und sich an der Wirklichkeit vorbeidrückt, macht indessen eine traurige Figur.

Wir können nicht von allem, was auf der Erde geschieht, Notiz nehmen, jeder muss auf seine Weise auswählen, was ihm gut und nützlich erscheint. Aber sind nicht viele Menschen allzu selbstgenügsam geworden, wenn sie mit den schaltesten Vergnügungen zufrieden sind? Auch ihr Leben ist unwiederholbar, und sie hätten mehr davon, wenn sie aufblickten und mit dem Herzen Notiz davon nähmen.